

Durchgezogene Qualität der Schweizer Kitas

Nur vereinzelt sind qualitativ hochwertige Bildungssettings auszumachen. Oft sind hohe Personalfluktuation und kleine finanzielle Ressourcen ein Problem. Was macht eine gute Kindertagesstätte aus?

Von Heidi Simoni und Corina Wustmann Seiler

Mittlerweile besteht ein breiter Konsens darüber, dass die familienergänzende Betreuung mindestens zwei Zielen gerecht werden muss. Erstens soll sie die Vereinbarkeit von Familien- und Erwerbsarbeit unterstützen. Dieses Ziel ist am besten erfüllt, wenn eine Kindertagesstätte (Kita) mit ihrem Angebot den Bedürfnissen der Eltern als Erwerbstätige beziehungsweise denjenigen der Arbeitswelt möglichst flexibel entgegenkommt. Zweitens soll die Kita die betreuten Kinder fördern oder ihnen zumindest nicht schaden. Vielfach empirisch belegt ist, dass für die Erreichung dieses Ziels eine gute Qualität der Betreuung ausgesprochen wichtig ist. Doch was ist damit gemeint?

Aufmerksame Begleitung

In einer qualitativ guten Kita können sich die betreuten Kinder wohlfühlen, vom Zusammensein mit anderen Kindern profitieren und eine aufmerksame Begleitung durch die Erziehenden erfahren. Sie erhalten vielfältige Anregungen, fühlen sich der Gemeinschaft zugehörig und werden entsprechend ihrem Entwicklungsstand und ihren Interessen herausgefordert, Neues zu lernen. In einer Kita von unzureichender Qualität werden die Kinder über- oder unterfordert. Sie brauchen ihre Energie, um den Aufenthalt emotional zu überstehen, oder langweilen sich. Ihr Entdeckungs- und Bewegungsdrang ist eingeschränkt und ihr individuelles und soziales Lernen behindert.

Robuste Kinder und solche, die zu Hause ausreichend Zuwendung und Anregung erhalten, erleiden dadurch keinen Schaden. Es wird allerdings eine grosse Chance vertan: Auch privilegierte Kinder profitieren für ihre sozialen und emotionalen Kompetenzen – einschliesslich der Konfliktfähigkeit – vom regelmässigen, gut begleiteten Zusammensein mit anderen Kindern. Für empfindliche Kinder und für solche, die in benachteiligten Familiensituationen aufwachsen, ist eine schlechte Kita-Qualität schlicht fatal. Sie schadet dem einzelnen Kind und vergrössert die Chancenungleichheit. Kinder, die in den ersten Lebensjahren nicht ihren Bedürfnissen und Möglichkeiten entsprechend unterstützt und angeregt werden, starten mit schlechten Karten in den Kindergarten und die Schule.

Was macht in der konkreten pädagogischen Arbeit den Unterschied zwischen guter und schlechter Qualität aus? Eine gute pädagogische Arbeit ist dann gewährleistet, wenn diese regelmässig reflektiert und gemeinsam hinterfragt wird. Im Vordergrund steht da-

bei, inwiefern jedes einzelne Kind in der Kita optimale Entwicklungsbedingungen vorfindet. Nur wenn die Kinder kontinuierlich in ihren Bildungs- und Entwicklungsprozessen beobachtet werden und ein stetiger Austausch zwischen allen Erziehenden, insbesondere mit den Eltern, stattfindet, sind solche guten Rahmenbedingungen gegeben.

Im Umgang mit den Kindern braucht es anregende Dialoge, welche sie zu neuen Schritten und Erfahrungswelten ermuntern. Der kürzlich von der Schweizerischen Unesco-Kommission und dem Netzwerk Kinderbetreuung Schweiz veröffentlichte «Orientierungsrahmen für frühkindliche Bildung, Betreuung und Erziehung in der Schweiz» gibt neu allen Erziehenden im Frühbereich Einblick in und Grundlage für diese wichtigen Facetten guter pädagogischer Arbeit.

Für die Kinder selbst ist also die zentrale Frage, was sie in der Kita erleben beziehungsweise wie gut die Betreuungspersonen tagtäglich arbeiten. Weit verbreitet ist die Meinung, dass eine Frau (oder ein Mann), die gerne mit Kindern zusammen ist und eventuell in der Familie bereits Kinder betreut hat, ausreichende Voraussetzungen für eine gute pädagogische Arbeit in einer Kita mitbringt. Sicher spielen die Motivation, eine liebevolle Zuwendung und die Erfahrung im Umgang mit kleinen Kindern eine wichtige Rolle dafür.

Abgesehen davon, dass die Betreuung von Kindern auch zu Hause eine anspruchsvolle Aufgabe ist, macht es jedoch einen Unterschied, ob es die Verantwortung für Kinder im familiären Rahmen oder für eine Gruppe von Kindern in einem institutionellen Setting zu tragen gilt. Die Gestaltung des Alltags für die einzelnen Kinder und für die Gemeinschaft sowie die Zusammenarbeit im Team und mit den Eltern stellen zusätzliche Anforderungen an die Betreuungspersonen. Wenn dies nicht einleuchtet, sei ein mehrwöchiger freiwilliger Einsatz in einer Kita empfohlen.

Kleine Gruppen von Vorteil

Welche Voraussetzungen begünstigen eine qualitativ gute Arbeit von Erziehenden? Bekannt ist, dass die Grösse der Gruppe das Verhalten der Kinder und Erziehenden verändert. Wird eine Gruppe von acht bis zehn Kindern im Alter zwischen einem halben und fünf Jahren um zwei, drei Kinder vergrössert, wird dadurch das gesamte Geschehen erheblich beeinträchtigt: Die Kinder können sich kaum noch in eine Tätigkeit vertiefen. Die Erzieherin kann sich weniger auf das einzelne Kind

und die Gruppe einlassen, sie arbeitet vermehrt mit Anweisungen. Kleine Kinder sind darauf angewiesen, dass sie sich im Alltag auskennen und mit den anwesenden Kindern vertraut werden können. Um dies zu ermöglichen, müssen Tagesabläufe mit gemeinsamen Ritualen und freier Zeit gestaltet werden. Ein ständiges Kommen und Gehen von Kindern ist hinderlich. Die anspruchsvolle Arbeit in einer Kita braucht eine professionelle Grundlage. Junge Frauen und Männer in Ausbildung zur/zum Fachangestellten Betreuung müssen im Lehrbetrieb – wie dies für alle Lernenden wichtig ist – sorgfältig angeleitet werden. Diese Praxisausbildung sowie die Leitung einer Gruppe und erst recht einer Kita setzen eine entsprechend gute Grund- und Weiterbildung voraus.

Die meisten sind mittelmässig

Wie sieht es nun mit der Qualität in Schweizer Kitas aus? Die Antwort lautet klar: sehr durchgezogen. Die Unterschiede zwischen den einzelnen Angeboten sind ausgesprochen gross. Die meisten Kitas bewegen sich insgesamt betrachtet im mittelmässigen Bereich, nur sehr vereinzelt lassen sich qualitativ hochwertige Bildungssettings ausmachen. Wie eine eigene Untersuchung mit 38 Kitas in der deutschsprachigen Schweiz zeigt, wird die Beziehung zu den Kindern in einem grossen Teil der Kitas jedoch erfreulich hoch gewichtet.

So hat sich eine beträchtliche Anzahl von Kitas in den letzten Jahren auf den Weg gemacht, die anvertrauten Kinder nicht mehr «nur» zu hüten, sondern in ihrer Identitätsentwicklung und in ihrem Lernen intensiver zu begleiten und zu bestärken. Die Trägerschaften sind allerdings mit einer hohen Personalfluktuation konfrontiert. Es fehlt an ausgebildeten und erfahrenen Erziehenden und oftmals an der nötigen Konstanz in der Betreuung kleiner Kinder. Teils sind die pädagogischen Konzepte nicht auf einem neuesten Stand, teils können gut durchdachte pädagogische Ansätze im Alltag nicht umgesetzt werden, weil den Kindern beispielsweise aufgrund unterschiedlicher Anwesenheitszeiten keine kontinuierlichen Erfahrungen ermöglicht werden können. Vielen Betrieben mangelt es an wichtigen personellen und finanziellen Ressourcen. Eine gute Kinderbetreuung ist eben nicht gratis zu haben – weder innerhalb noch ausserhalb der Familie.

Heidi Simoni ist Leiterin des Marie-Meierhofer-Instituts für das Kind in Zürich. Corina Wustmann Seiler forscht dort zum Thema Bildungsförderung im Frühbereich.

Wenn schon das Anziehen Mühe bereitet

Benachteiligte Kinder haben oft wenig ausserfamiliäre Kontakte und kommen oft mit Rückständen in den Kindergarten. Mit «Primano», einem Programm zur Frühförderung, erzielt die Stadt Bern bei Kindern mit Entwicklungsdefiziten Erfolge.

Daniel Gerny, Bern

Fast ein Viertel aller Kinder litten beim Eintritt in den Kindergarten unter motorischen Entwicklungsstörungen, stellten die Schulärzte der Stadt Bern fest. Das äussert sich beispielsweise darin, dass Kinder Mühe mit Anziehen und beim Treppensteigen haben oder beim Spiel mit Bauklötzen überfordert sind. Auch sprachliche Defizite oder Verhaltensauffälligkeiten nehmen tendenziell zu. Solche Entwicklungsrückstände, die zumeist auf Defizite im Elternhaus zurückzuführen sind, sind nach dem Eintritt in den Kindergarten und die Schule kaum mehr aufzuholen. Das erschwert nicht nur den Unterricht, sondern es führt zu ungleichen Chancen von Beginn der Schulkarriere.

Politisch breit abgestützt

Die Stadt Bern startete gestützt auf diese Erkenntnisse vor fünf Jahren mit einem Pilotprojekt zur Frühförderung von Kleinkindern mit Entwicklungs-

rückständen, das sich nicht nur in der wissenschaftlichen Beurteilung als erfolgreich erwiesen hat, sondern in der Folge auch den politischen Rückhalt über die Parteigrenzen hinaus geniesst. Mit 66 zu 2 Stimmen bei einer Enthaltung beschloss das Stadtparlament erst kürzlich die Fortführung und Ausweitung des Projektes «Primano», obwohl damit für Bern höhere Kosten entstehen. Ab 2013 soll das Programm nicht mehr nur in besonders belasteten Quartieren, sondern flächendeckend angeboten werden können.

Kernelement sind Hausbesuche bei sozial benachteiligten Familien mit einem Kind im Alter von anderthalb Jahren, das auf Frühförderung angewiesen ist. Im Fokus stehen vor allem Familien, die durch andere Angebote, beispielsweise Kindertagesstätten oder Spielgruppen, nicht erreicht werden können. Während 18 Monaten (bis zum Alter von drei Jahren) erhält die Familie Hausbesuche von einer speziell dafür ausgebildeten Mutter aus demselben Sprachraum, die den Eltern in ihrer

Muttersprache erklärt, auf welche Weise ihr Kind spielerisch gefördert werden kann. Zusätzlich treffen sich die betreffenden Familien regelmässig zum Erfahrungsaustausch.

Vernetzung ist wichtig

Dieser Teil des Programms, das in den Niederlanden entwickelt wurde und nach den Erfolgen in Bern mittlerweile in zahlreichen anderen Städten in der Schweiz zur Anwendung kommt, ist indessen nur ein Pfeiler der Berner Aktivitäten unter dem Namen «Primano». Wirkung könne die Frühförderung nur entfalten, wenn sie von den betroffenen Familien auch in Anspruch genommen werde, sagt Richard Jakob vom Stadtberner Gesundheitsdienst. Insbesondere bei problematischen Familienverhältnissen erweist es sich aber als schwierig, sich den Zugang zu verschaffen. Deshalb versucht die Stadt mit der Vernetzung von Institutionen in den Quartieren (Schulen, Quartiervereine, Kirchen) mit Frühförderungsangeboten (Spielgrup-

pen, Kindertagesstätten) zur Sensibilisierung beizutragen. Auf diese Weise soll die Zusammenarbeit zwischen den Akteuren gestärkt und den Zielgruppen zu genügend Informationen und Hilfestellungen verholfen werden.

Steht die Vernetzung sozusagen am Anfang des Prozesses, so soll das dritte Element, die Frühförderung in Kindertagesstätten und Spielgruppen, dazu führen, dass eine lückenlose Förderkette bis zum Eintritt in den Kindergarten entsteht. Die Hausbesuche sind nur für Kinder bis zu drei Jahren vorgesehen, anschliessend sei aber die Beteiligung in einer Spielgruppe sinnvoll, so Jakob. Der Einbezug der Kindertagesstätten und Spielgruppen erfolgt vor allem über die Weiterbildung des Personals im Bereich der Frühförderung. Damit ist dieses Modul im Rahmen des Projektes «Primano» dank dem Multiplikatoreffekt besonders wirkungsvoll.

In der Pilotphase, die 2012 endet, trug die Stadt Bern nur gerade einen Viertel zur Finanzierung bei – der Rest

der Kosten wurde durch Dritte übernommen. So unterstützten der Bund, der Kanton und diverse Stiftungen «Primano». Vor allem die Jacobs Foundation habe das Projekt nicht nur finanziell, sondern auch inhaltlich mitgetragen, wie Jakob erklärt.

Evaluation durch Universität

Um die Wirkung von «Primano» zu überprüfen, erfolgte eine Evaluation durch die Universität, die nachweisen konnte, dass sich die Bildungschancen von Kindern mit Entwicklungsrückständen dank dem Programm verbesserten. So zeigte sich beispielsweise, dass Kinder, die am Hausbesuchsprogramm beteiligt waren, in Tests in den Bereichen Körpermotorik, Handmotorik, Körperbewusstsein sowie emotionale Entwicklung signifikant besser abschnitten als Kinder ohne Frühförderung.

Inzwischen haben aus diesem Grund zahlreiche Gemeinden inner- und ausserhalb des Kantons den Berner Ansatz übernommen.

Der Wald als optimales Lernumfeld

Frühförderung kann überall stattfinden, auch im Wald. Er ist Wissensquelle, Abenteuerspielplatz und Künstlerwerkstatt in einem. Von Marga Keller



Schlafen, werken, kochen, entdecken: Kinder stärken im Wald nicht nur das Selbstvertrauen, sie lernen auch das soziale Verhalten.



Waldkinder tauchen ein in eine sinnliche Welt. Auf ihrem Weg begleiten sie Vogelgezwitscher, das Murmeln des Baches, ein Rascheln in den Büschen und das Knacken von Ästen. Hier hüpfen ein Frosch, und dort spielt die Sonne in den farbigen Blättern. Der Wind bläst ins Gesicht, und Regentropfen platschen auf die Nase. Und sogar das Essen vom offenen Feuer schmeckt anders, besser. Im Wald begegnet uns auf Schritt und Tritt Interessantes, Erstaunliches, Neues, Erheiterndes. Unzählige Gelegenheiten wecken Neugier und Forschungsdrang. Ganz nebenbei wird der Körper trainiert.

Lebenslanges Lernen

Als Lebewesen sind wir in einem fortwährenden Entwicklungsprozess be-

griffen: Unser ganzer Organismus ist auf Lernen ausgerichtet. Je jünger, desto mehr und intensiver findet Lernen statt. So üben Babys unermüdlich, bis sie ihr Ziel erreicht haben, um sich sofort neuen Herausforderungen zuzuwenden. Der Frühförderung kommt also grösste Bedeutung zu. Ich staunte, als ich im Zusammenhang mit der Robotik auf Aussagen von Rolf Pfeifer, der als Physiker und Mathematiker an der Universität Zürich lehrt, stiess: Im Körper liege der Schlüssel zur geistigen Intelligenz, sagte er. Die Fähigkeit zu unterscheiden, die Umwelt in sinnvolle Einheiten einzuteilen und mit Bedeutung zu füllen, baue auf dem sensorischen System auf. Ein Wesen, das über keinen Körper verfüge, das nicht über seine Bewegungsfähigkeit mit der

Welt gekoppelt sei, könne nie eine Sprache lernen, meinte Pfeifer.

Der Mensch ist komplexer und intelligenter als jede Maschine. Aber vielleicht sind gewisse Grundmuster ähnlich. Auf jeden Fall leuchtet ein, dass, wer einen Apfel in der Hand hält, sein Gewicht spürt, ihn riecht, seine kühle Glätte wahrnimmt, vielleicht gar reinbeisst, die knackige, saftige Frische auf der Zunge erlebt oder ihn über den Tisch kullern lässt, dessen Wesen besser erfasst und verinnerlicht, als der, der das Bild eines Apfels sieht. Nachdem wir uns die Welt auf sensorischem Wege zu eigen gemacht haben, können wir sie integrieren und abstrahieren. Solange das Kind aber mit der Koordination von Körper und Sinneswahrnehmung beschäftigt ist, ist Förderung

intellektueller Leistungen wenig sinnvoll und möglicherweise sogar störend.

Wissen allein genügt nicht. Mit allen Sinnen Erlebtes ist unwiderrufliche Erfahrung und Boden für sinnerfülltes Leben. Im eigenen Erforschen lernt man am schnellsten; ohne schnelle Antworten und solange die Neugier brennt. Je mehr ein Kind entdeckt, umso mehr formt sich sein Gehirn – und wird auf intellektuelle Prozesse vorbereitet.

Aufmerksamkeit schärfen

Die heutige Dynamik lässt kaum Zeit für kindliche Lernprozesse. Darum bleiben Kinder oft lange abhängig und unselbstständig. Die Waldpädagogik nimmt sich Zeit, mit dem Kind Schritt für Schritt – in gesichertem Rahmen – Fertigkeiten zu

entwickeln. Dazu gehört, mit ihm gemeinsam zu lernen, mit Gefahren umzugehen, anstatt potenzielle Gefahren aus dem Erlebnisbereich des Kindes zu entfernen. Ein 5-jähriges Kind, das endlich die Gelegenheit erspürt, das unbeaufsichtigte Sackmesser auszuprobieren – und erst noch schnell machen muss, bevor ihm das Messer wieder weggenommen wird –, kann sich ernsthaft damit verletzen. Wenn wir mit unsern 2-Jährigen schnitzen, haben wir viel Zeit, uns mit ihnen einzusetzen. Wir erklären dem Kind, wo das Messer scharf und wie es zu halten ist, damit es sich nicht weh tut. Unsere Schnitzmesser sind vorne abgerundet und haben eine Sicherung, damit sie nicht versehentlich zusammenklappen können. Dass sich das Kind trotzdem schneidet, gehört zum Lernprozess.

Wie das Kind lernt, sozial zu sein

Die Fähigkeit, sich sozial zu verhalten, entwickelt sich nicht von allein.

Von Joachim Bauer

Soziale Kompetenz ist eine komplexe Angelegenheit. Sie hat eine Reihe von Voraussetzungen, von denen drei besonders bedeutsam sind: Lebensfreude und Motivation, die Fähigkeit zur Empathie und drittens die Fähigkeit, Regeln des sozialen Zusammenlebens zu beachten. Jeder dieser drei Voraussetzungen entspricht ein neurobiologisches Fundamentalsystem: das Motivations-system, das Spiegelsystem und drittens der Präfrontale Cortex (Stirn- hirn). Neurobiologische Systeme durchlaufen in den ersten Lebensjahren einen Reifungsprozess. Dieser beruht auf einem engen – und störanfälligen – Wechselspiel zwischen der Biologie des kindlichen Gehirns und seiner Umwelt.

Gene und Umwelt

Gene arbeiten nicht unbeeinflusst von ihrer Umgebung. Vielmehr hängt sowohl ihre kurzfristige Aktivität (Genregulation) als auch ihre langfristige Aktivierbarkeit (Epigenetik) von Signalen ab, die sie aus ihrem Umfeld erhalten. Dies ist der Grund, warum sich die neuronalen Verschaltungsmuster des Gehirns – unter dem Einfluss der Umwelt – permanent verändern. Daher können empirische Studien nicht überraschen, die zeigen, dass die soziale Umwelt eines Kindes, vor allem in der frühen Kindheit, massiven Einfluss auf die Entwicklung seines Gehirns hat.

Lebensfreude und Motivation haben zur Voraussetzung, dass ein im Mittelhirn positioniertes sogenanntes Motivations-system einen Botenstoff-Cocktail aus Dopamin, körpereigenen Opioiden und Oxytozin produziert. Das Motivations-system wird aktiv, wenn Kinder sich «gesehen» fühlen, also Beachtung und Zugehörigkeit erfahren. Allerdings ist das Motivations-system korrumpierbar: Es lässt sich, vor allem wenn reale Beachtung fehlt, nicht nur mit Süßigkeiten oder Drogen abspesen, sondern auch mit Ersatzzuwendung, wie sie Jugendliche via Internet etwa über die sozialen Netzwerke beziehen.

«Gesehen werden» und «soziale Zugehörigkeit» sind aus Sicht der Hirnforschung zentrale Grundbedürfnisse des Kindes. Sie müssen daher die Grundlage der frühkindlichen Erziehung darstellen. Dies bedeutet nicht, einer Kuschelpädagogik das Wort zu reden, der gemäss Kinder verwöhnt werden sollten. Ein Kind kann nur dann spüren, dass es Bedeutung für seine Bezugsperson hat, wenn ihm – zu seinem eigenen Schutz und Wohle – auch Grenzen gezogen werden.

Um Zugehörigkeit und Akzeptanz, jene Desiderate, welche die Motivations-systeme aktivieren, erleben zu können, bedarf es der Fähigkeit zur sozialen Resonanz. Wer das, was andere tun, nicht intuitiv versteht, wer sich in das, was andere fühlen, nicht einfühlen kann, tut sich schwer, das Glück des «Wir» zu erleben. Die Grundlage, dass wir intuitiv verstehen, was andere tun oder fühlen, bildet ein neurobiologischer Resonanz- oder Spiegelungsmechanismus: Eine Untergruppe von Nervenzellen des Gehirns wird nicht nur dann aktiv, wenn im Körper Handlungen und Gefühle realisiert werden, sondern zeigt eine Reaktion, wenn ein anderer Mensch handelt oder fühlt – vorausgesetzt, der andere befindet sich im Einzugsbereich meiner fünf Sinne.

Spiegelneuronen sind die Grundlage für das einst von Albert Bandura formulierte Prinzip «Lernen am Modell». Sie sind zudem in der Lage, Handlungsbereitschaften zu bahnen: Was andere tun oder fühlen, kann ansteckend sein. Studien aus der Säuglingsfor-

schung legen nahe, dass Säuglinge bei Geburt über eine Grundausstattung von Spiegelneuronen verfügen. Ob sich aus der dem Säugling mitgegebenen Grundausstattung im Verlauf der ersten Lebensjahre ein funktionstüchtiges Empathiesystem entwickeln kann, hängt davon ab, ob das Kind seinerseits Resonanz-erfahrungen macht, ob Bezugspersonen seine Befindlichkeitszustände hinreichend erkennen und spiegeln. In den ersten beiden Lebensjahren kann eine solche Spiegelung, in der sich das Kind gesehen und erkannt fühlt, nur im Rahmen dyadischer Zweierbeziehungen gelingen.

Die pure Fähigkeit zu Einfühlung oder Resonanz bedeutet keineswegs, dass sich ein Mensch tatsächlich hinreichend prosozial oder altruistisch verhält. Zuständig für die Fähigkeit, sich vorzustellen, wie sich das, was ich tue, aus der Perspektive meiner Mitmenschen darstellt, ist ein im Stirnhirn (Präfrontaler Cortex), unmittelbar über den Augenhöhlen gelegenes neuronales Spezial-Netzwerk (Orbitofrontaler Cortex genannt). Evolutionär gesehen war das Stirnhirn eine relativ späte Entwicklung. Dies ist der Grund, warum es beim einzelnen Menschen die zuletzt reifende Hirnregion ist: Aufgrund seiner späten Myelinisierung kann das Frontallhirn nicht vor dem zweiten bis dritten Lebensjahr beginnen, seine Funktion aufzunehmen.

Jahrelanger Dialog

Bis etwa zum zweiten bis dritten Lebensjahr ist das Frontallhirn aufgrund seiner erst dann beginnenden Reifung also sozusagen leer. Nun aber kann und muss es beginnen, Informationen darüber abzuspeichern, wie das, was ich tue, sich aus der Perspektive anderer darstellt. Dies geschieht im Rahmen eines Prozesses, den wir «Erziehung» nennen. Erziehung ist ein geduldiger, jahrelanger Dialog, mit dem wir Kinder liebevoll, aber auch konsequent anhalten, ihre Impulse zu kontrollieren, Frustrationen zu ertragen und im Dienste der Gemeinschaft zu warten und zu teilen. Anders, als uns eine auf Rousseau zurückgehende Denkschule weismachen will, ist die Erziehung kein gegen die «Natur» des Kindes gerichtetes Projekt, sondern Teil seiner natürlichen Bestimmung. Ausweislich unseres Präfrontalen Cortex ist die Anleitung zu Perspektivübernahme und Rücksichtnahme Teil unserer biologischen Bestimmung. Wer es dem Kind erspart, die Regeln des sozialen Zusammenlebens zu verinnerlichen, versündigt sich an der Reifung des kindlichen Gehirns.

Zusammenfassend bedeutet frühkindliche Bildung in erster Linie, ein Kind so zu begleiten, dass sich diejenigen neuronalen Systeme seines Gehirns entwickeln können, die es zu einem emotional und sozial kompetenten Wesen machen. Diese Kompetenzen sind die Grundlage für die Entwicklung intellektueller und kreativer Talente. Voraussetzung für die Entwicklung sozialer Kompetenz ist, dass sich Kinder gesehen, gespiegelt und sozial akzeptiert fühlen. Im ersten Lebensjahr kann dies nur im Rahmen einer dyadischen Beziehung gelingen. Neben Bindung und Zuwendung bedarf es für die Ausbildung sozialer Kompetenz, beginnend ab dem zweiten bis dritten Lebensjahr, einer liebevollen, aber konsequenten Anleitung des Kindes zur Einhaltung sozialer Regeln.

Joachim Bauer ist Neurobiologe, Arzt und Psychotherapeut. Er lehrt an der Uniklinik Freiburg im Breisgau.



Kinder zwischen 2 und 4 Jahren besuchen die «Waldkrippe» am Stadtrand von Zürich.

Die 2-jährige Sophie interessiert es nicht, wenn ich ihr erkläre, dass sie ohne Handschuhe kalte Hände haben wird. In diesem Augenblick sind ihre Hände warm, und die Handschuhe sind sowieso unbequem und unpraktisch, weil damit nichts richtig gehalten werden kann. Vielleicht weigert sich Sophie sogar, die Handschuhe in den Rucksack zu tun, und so packe ich sie unbemerkt in meinen. Schnell sind die Hände kalt und Sophie unglücklich: Auch das ist entdeckendes Lernen, Lernen durch Konsequenzen. Es ist wichtig, dem Kind etwas zuzutrauen, es seine Entscheidungen selber fällen zu lassen. In einer kontrollierten, überblickbaren Situation, mit kalkulierbaren Gefahren. Unsere Erfahrung ist, dass Kinder von Natur aus vorsichtig sind. Es ist erwiesen, dass

in Wald-Institutionen weniger Unfälle passieren als in Regelbetrieben. Kinder, welche lernen, mit sich und ihrem Körper heimisch zu werden, sind kompetent und weniger unfallgefährdet.

Selbstvertrauen stärken

Was stärkt das Vertrauen in sich und seine Fähigkeiten mehr als das Erlebnis, Schwierigkeiten überwunden, Lösungen gefunden und ein Ziel erreicht zu haben. Der Wald bietet dem Kind täglich echte, altersgemässe Herausforderungen. Beim Überqueren des Baches, beim Hochklettern eines Hangs, beim Schleppen eines schweren Astes, beim Schnitzen – hier übt das Kind Kraft, Geschicklichkeit, Mut, Ausdauer, Kreativität und Phantasie. Das Kind findet eigene Lösungen

und blickt mit Stolz auf eben errungene Erfolge. Dies ist der Motor, sich immer neuen Herausforderungen zu stellen.

Der Wald bietet noch mehr. Kinder erleben auch das Eingebundensein in eine Gemeinschaft. Im Lebensraum Wald, wo die unterschiedlichsten Lebewesen aus Pflanzen- und Tierwelt ökologisch zusammenleben und sich gegenseitig bereichern, ist dies einleuchtend. In der Schule fallen ehemalige Waldkinder auch durch ihre Sozialkompetenz auf. Es ist eine verantwortungsvolle Aufgabe, Kinder bei ihren Entdeckungen zu begleiten. Je mehr Freiheit die Kinder erhalten, desto sorgfältiger müssen sie begleitet und gelenkt werden.

Marga Keller leitet einen Waldkindergarten und eine Tagesstätte in Zürich.